stehenden Monologen — seine Gattin ist noch nicht auf der Bildfläche erschienen — darüber aus, daß sein Smoking nicht, wie er es gewünscht, rechtzeitig zum Schneider kam zwecks Aufbügelns — so tönt ihm aus dem Nebenzimmer in lieblicher Klangschönheit statt einer Antwort entgegen: „Ach, lieber Meister Enterich, sei doch kein solcher Wüterich", in ihm unselige Zweifel auslösend darüber: ist das nun Absicht oder — Zufall? — Ein anderer Gatte setzt sich mit knurrendem Magen an den gedeckten Tisch, statt des erwarteten, duftenden Schweinefilets werden ihm — die neuesten lyrischen Ergüsse — Der ultraviolette Traum — aufgetischt. Es muß doch wohl die Schuld an den Männern liegen, wenn auch diese Frauen nicht das Ideal verkörpern, das sie erstreben! —

Wenn wir davon absehen, weitere Betrachtungen darüber anzustellen, wie sich die einzelnen unzähligen Anlagen der Frauennatur in der Ehe auswirken, so geschieht es, weil es uns aussichtslos erscheint, unter ihnen eine zu finden, die eine ideale Ehe verbürgt. Ob die fügsamere oder die unverstandene, ob die komplizierte oder die tonangebende Frau — es wird immer auf dasselbe hinauskommen. Wir sind aber viel zu wohlerzogen, um — bei einer nicht ganz glücklichen Ehe — die Schuld in der Eigenart der Frau zu suchen, vielmehr — bitte sehr, meine Damen, auch nicht beim Manne, da erst „beide Teile" so aufeinander abgestimmt sind, daß es einen harmonischen Ausklang gibt. Darum werden wir auch so gut wie niemals oder nur selten von einem wirklich schattenlosen Eheglück sprechen dürfen.

—⊙—

Schauspielerinnen-Aengste und -Nöte

Von Maria Fromm.

Es ist mancherlei geschrieben worden über Schrullen großer Künstlerinnen, die vor ihrem Auftreten nicht nur sich bekreuzigen, sondern vor Beginn der Komödie dreimal symbolisch den Vorhang anspucken, die niemals ertragen würden, daß eine Kollegin in ihrer Garderobe ihre Lichter, — falls sie solche noch zum Schminken benutzt, — an den ihrigen anzündet; denn dadurch geht der Erfolg des Abends auf die andere über, und die entsetzt sind, wenn jemand während der Probe oder Vorstellung hinter der Szene pfeift — dann werden sie oder das ganze Stück ausgepfiffen.

Kinder, die beim Proben im Zuschauerraum sitzen, dürfen nicht hinausgewiesen werden: steigt ein Mime oder der Regisseur über die Rampe, so fällt die Komödie durch; zerbricht in der Garderobe ein Spiegel, so bekommt der Inhaber alsbald Krach mit der Direktion und verläßt infolgedessen das Engagement.

Die über den Weg laufende Katze, das den ersten Morgengruß entbietende alte Weib veranlassen zum sofortigen Umkehren, mindestens zum Einschlagen einer anderen Straße.

Ein Hotelzimmer mit einem defekten Spiegel oder einer Pfauenfeder hinter einem Bilde würde nie bezogen werden — und was dergleichen Scherze mehr sind, die jeder Schauspieler mindestens dem Hörensagen nach kennt.

Hierzu gehört auch ein merkwürdiger Aberglaube der mehrere hundert Jahre alt ist, da er schon zu Shakespeares Zeiten bekannt war. Er besteht darin, daß der letzte Satz eines Stückes auf der Bühne nicht vor dem Abend der Erstaufführung gesprochen werden darf, weil sonst das Stück durchfällt. Bei der Einstudierung von Pineros neuem Drama „Iris" im Jahre 1901 hatte der Schauspieler, der den letzten Satz des fünften Aktes zu sprechen hatte Mittel gefunden, ihn bei allen Proben wegzulassen. Aber am Abend der Generalprobe bestand Pinero darauf, daß der Satz gesprochen werde. Umsonst machte der Schauspieler geltend, daß dieser Satz (im englischen Bühnenjargon nennt man ihn „tag"), während einer Probe ausgesprochen, den Erfolg des ganzen Stückes in Frage stellen könne. Pinero blieb unbeugsam und — Qualen im Herzen, mußte sich der Mime fügen. Was er vorausgesagt hatte, trat ein: „Iris" erzielte, aller Erwartung entgegen, nicht einmal einen „Achtungserfolg".

Wie jedoch der Aberglaube zu wahren Kolossen und Extremitäten auswachsen kann, soll an einigen Beispielen gezeigt werden.

Des verstorbenen Gastspielers Karl Sonntag Unglückstag war der Mittwoch. An diesem würde er nie einen Vertrag unterschreiben, nie eine Reise getan haben.

Schimmel erschienen ihm ominös. Als ihm die Kollegen, um ihn daraufhin zu prüfen, einen mit Schimmeln bespannten Wagen sandten, der ihn nach der Vorstellung zum letzten Zuge bringen sollte, depeschierte er das Gastspiel für den nächsten Tage ab und blieb bis zum Morgen.

Ein anderer Wandervirtuose weigerte sich, an einem Stadttheater zu gastieren, dessen Leiter August Freytag hieß. Freitag war ein Unglückstag!

Für einen sonst sehr aufgeklärten älteren Regisseur ist es ein Teil der Lebensaufgabe, mit der Zahl 13 nicht in Berührung zu kommen. Nicht nur in der Weise anderer Menschen, die ihr möglichst aus dem Wege gehen, nein er spricht die Zahl nie aus, auch auf der Bühne nicht, in seinen Wirtschaftsbüchern ist sie nie zu finden. Liest er ein Buch, so überschlägt er die Seite 13 oder läßt sie sich von seiner Frau vorlesen, wenn in einem Verkaufsladen oder im Restaurant eine Rechnung 13 ausmacht, kauft er sich eine Ueberflüssigkeit für die 14. Mark, in den Regiebüchern bleibt die Seite 13 ohne jede szenische Bemerkung von seiner Hand, in keinem Stück dürfen 13 Personen auftreten (das würde den baldigen Tod eines der darstellenden Mimen bedeuten), er dichtet noch einen Diener hinzu, im Kalender übermalt er die Unglückszahl dick mit Tinte, er würde an einem Dreizehnten nie das geringste unternehmen, er verbringt den Tag mit Zittern und Zagen der äußersten Unbehaglichkeit, selbst die Zahlen 12 und 14 sind ihm unsympathisch, da sie die Schicksalsziffer umschließen, seine quälende Furcht geht soweit, daß er einst, als er in ein neues Engagement reiste und wahrnahm, daß sein Abteil die Nummer 1313 trug, die Notleine zog und sich mit 50 ℳ Strafe belegen ließ, nur um im Augenblick ein anderes Abteil erhalten zu können.

Den wahren Grund gab er bei der Vernehmung nicht an, um nicht der Lächerlichkeit zu verfallen, er ließ sich wortlos verurteilen, zahlte und ging von dannen, in dem Bewußtsein, daß sein sicherer Tod, der in der Doppeldreizehn unfehlbar lag, mit 50 ℳ wohlfeil genug abgewendet sei.

Großes Unheil liegt für manche Bühnenangehörige in der notwendigen Umkehr, falls sie auf dem Wege zur Vorstellung sind und irgend etwas zu Hause vergaßen.

Wenn es sich machen läßt, lassen sie einen Boten zurückgehen, kehren also nicht selber um, mindestens aber betreten sie ihre Wohnung auf einem anderen Weg über die Hintertreppe, oder sie kriechen über die Schwelle, um nicht zurückgehen zu müssen.

—⊙—

Hungrige Mäulchen in den Sommerferien

„Mutti, ich hab so'n großen Hunger!" Das ist der Grundakkord, auf den unsere Kinder in der goldenen Ferienzeit meist eingestellt sind, und auch eingestellt sein sollen, wenn der Ferienaufenthalt richtig gewählt wird, denn Luft und Sonne nähren nicht allein, sonder zehren auch; selbst Vater guckt bisweilen nach einem kleinen „Zwischenvesper" aus und oft ist es schwer, die Schnäbel zu stopfen, in der „festen Pension" sowohl, wie, wenn „man selber kocht". Es scheint daher wohl stets erwünscht, etwas bereit zu haben, was schmeckt, nahrhaft und rasch hergestellt ist, sich gut hält und nicht teuer wird.

Da habe ich im vergangenen Jahre eine treffliche Mutter und ganz besonders praktische Hausfrau kennen gelernt, die lachend ihren Freunden predigte, daß hier allein der gute alte Honigkuchen am allerbesten wäre und sie sang umgekehrt wie im Weihnachtsliede:

„Er hilft uns auch zur Sommerzeit!
Nicht nur im Winter, wenn es schneit!"

Der Honigkuchen ist das praktischste Gebäck für die Ferienwochen, ob man ihn noch neben Schneidern und Einmotten in den letzten Tagen vor der Abfahrt, oder in den ersten Tagen des „Ferienhaushalts" zusammenbraut: Er gerät immer, hält sich und wird uns durch seinen würzigen Geschmack niemals „über"!

Wir wollen diese vorstehende Anregung gern weitergegeben haben! Eins der vielen guten Rezepte sei hier aufgeführt:

Schweizer Honigkuchen! In 1 Pfd. heißen Honig, rührt man 1 Pfd. Zucker, 2 Eier, 15 Gramm Zimmt, 8 Gramm Kardamon, 70 Gramm Apfelsinenschalen, 125 Gramm geschnittene süße Mandeln und dreiviertel Pfd. Weizenmehl, knetet mit Zusatz von 50 Gramm Pottasche den Teig gut durch, backt ihn in beliebig geformten Kuchen aus und glasiert ihn weiß.

Aus dem Engen und Weiten

Deutscher Frauendurst im Mittelalter.

In einer gräflich oldenburgischen Verordnung vom 9. Dezember 1608 heißt es in § 3 bezüglich des Taufgangs vom Kirchgang: „Zum Kirchgang sollen nur zwölf Frauen, darunter die so der geburth beigewohnet begriffen, durch aus aber keine Menner gefurdert, auch dabei aber eine Tünne Bier, jedoch ohne Zuziehung einiges gespiels (Musik) nicht auffgelegt oder verschwendet werden, alles bei Poen Zehen goltfl (Goldgulden) welches der Uebertretter der theil würklich ausrichten und einbringen soll". — Eine Tonne auf zwölf Frauen verteilt machte rund zehn Kannen Bier für jede einzelne an einem Nachmittage.

Die Mädchenwahl.

Brauchst du ein Mädchen — Hausangestellte, so beachte folgende Grundsätze, denn die Wahl ist schwer. Bei der Stellenvermittlerin siehst du viele, und du wirst leicht die falsche nehmen:

Behauptet ein Mädchen, alles zu können, verzichte auf diese Kraft, denn sie kann nichts.

Läßt sich ein Mädchen ausfragen und gibt willig Antwort, so begehe nicht den Fehler, es seiner Bescheidenheit wegen zu verpflichten. Du erlebst eine Enttäuschung.

Hat ein Mädchen oft die Stellungen gewechselt, verzichte auf diesen Vogel. Ist ein Mädchen lange in ihren Stellungen gewesen, nimm sie nicht, du erhältst einen Hausdrachen.

Ist ein Mädchen schön, laß dich nicht blenden. Ist sie häßlich, führe sie nicht in dein Haus.

Zeigt ein Mädchen sich willig, zweifle daran, ist es anmaßend, denke, daß du es allein sein darfst.

Wende bei jeder etwas ein und entschließe dich trotz bester Empfehlungen zu keiner, sondern tue folgendes: Lasse dir von vielen die Papiere geben, arrangiere zu Hause eine Lotterie und ziehe. Die Gewinnerin nimmst du: denn sei der Ueberzeugung, Mädchenwahl ist ein Glücksspiel.

—⊙—

Ratschläge und Winke

Spröde Fingernägel

die leicht abbrechen, werden am besten wie folgt behandelt: die Hände werden mit lauwarmem Wasser und Mandelkleie gewaschen, gut abgetrocknet und die Fingernägel danach mit etwas Lanolinkreme eingerieben. Lanolinkreme wird selbst von der sprödesten Nagelmasse aufgenommen und macht sie nach und nach elastischer.

Außerordentlich haltbare Bindfaden,

haltbarer noch als die Zuckerschnur, gewinnt man, indem man ein gutes Teil Alaun in Wasser auflöst. Wird der Bindfaden in diese Auflösung gelegt und nachher getrocknet, so ist er unzerreißbar.

Anstrich für Hausgeräte aus Eisen.

Wasserblei, mit etwas Wasser zu einem dickflüssigen Brei angerührt, wird mit einem Wichsbürstchen aufgetragen und man muß es vollständig trocknen lassen. Mit einer anderen nicht zu steifen Bürste, wird der Gegenstand tüchtig gebürstet, wodurch derselbe einen prächtigen Glanz erhält.

Krebsmeridon.

Man kocht etwa 25 Krebse in Salzwasser, bricht das Fleisch aus Schwänzen und Scheren und bereitet aus den Schalen in bekannter Weise Krebsbutter. Zweidrittel dieser Krebsbutter rührt man nach dem Erkalten zu Schaum, vermischt sie mit drei ganzen Eiern und drei Eidottern und rührt allmählich noch 250 Gramm in Fleischextraktbrühe weichgekochten Reis, zwei gedämpfte zerschnittene Kalbsmilche, ein Dutzend kleiner Champignons, sowie den größten Teil des feingehackten Krebsfleisches dazu, salzt und würzt mit Muskatnuß und gewiegter Petersilie und zieht den steifen Schnee der drei Eiweiße durch die Masse. In einer butterbestrichenen Form backt man den Krebsmeridon im Ofen eine Stunde, verziert ihn beim Anrichten mit den mit dem Rest des Krebsfleisches gefüllten Nasen und reicht eine Krebssauce dazu, die man aus dem letzten Teil der Krebsbutter, in der man Mehl schwitzte und die man mit Fleischextraktbrühe verkochte, hergestellt hat.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 32 — Altena, den 9. August — 1927

Das Gastmahl von einst

von W. Berger.

Siehst du die Frau am Feuerherd,
So ist die Wirtschaft wohl was wert.

Die Geschichte der Kochkunst beginnt mit der künstlichen Schaffung des Feuers und reicht bis in jene Zeit zurück, aus der uns noch hunderte fossile Ueberreste von Menschen zusammen mit fossilen Knochen vorweltlicher Tiere erhalten sind. An manchen Stellen zeigten sich auch Aschenherde in Neuseeland, zum Beispiel die sogenannten Moa-Kochöfen aus einer Zeit der ersten menschlichen Einwanderer. Die Moa-Kochöfen sind Plätze, wo die Jäger das Fleisch der Moas in Erdlöchern auf heißen Steinen kochten. Knochen, Holzkohle, Kochsteine, Eierschalen, Steinwerkzeuge verschiedener Art, alles fand man an solchen Kochplätzen in großer Menge. Mittels steinerner, hölzerner oder geflochtener Gefäße brachte man das Wasser zwischen erhitzten Steinen zum Sieden, später wurden Töpfe aus Ton gemacht, wie wir dies bei unseren Vorfahren und den Nordamerikanern nachgewiesen finden. Man würzte Speisen und Getränke, und machte diese durch Beigaben von Früchten und Wurzeln berauschend. Die alten Deutschen tranken Met, ein aus Wasser und Honig durch Kochen und Gären gewonnenes Getränk, welches sich als sehr beliebt weithin über Polen und Rußland verbreitete. Durch allmähliche Versetzung mit Früchten entstand später der Johannisbeerwein, die Himbeer- und Kirschessenz. Aus der edlen Gerste wie aus anderen Getreidearten erzeugte man verschiedene Biere, das Tarasum der Chinesen, das Pali der Japaner aus Reis, das Bouza der Nubier aus ägyptischer Hirse, das Safoir der Abessinier aus Sesam und anderem Getreide, Wermut, Wacholder, Fichtensprossenbiere, den Porter und das englische Ale So wurde dies Getränk durch mannigfache Zusätze auf chemische Weise gefärbt, verbessert und veredelt von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf den heutigen Tag. Von dem Genuß geistiger Getränke bei den Deutschen versprachen sich die Römer einen größeren Erfolg über sie als von der Macht ihrer eigenen Waffen. Der Gegensatz zwischen fleisch- und pflanzenessenden Völkern, wie er noch heute durch das Klima und durch religiöse Gesetze bestimmt wird, tritt uns schon im grauen Altertum entgegen. Die feinere Kochkunst ging von Asien aus, die Griechen erbten sie von den Persern, die Römer von den Griechen, doch nahmen sie in der Kochkunst deren Geist nicht an, da bei den Römern nicht der Geschmack der Speisen, sondern nur ihre Kostbarkeit den Ausschlag gab. Der gewaltige Reichtum, den die Römer durch ihre Eroberungen zusammengehäuft hatten, verführte sie zur größten Ausschweifung in sinnlichen Genüssen, wobei die Kochkunst zur höchsten Blüte gelangte.

Was ist das beste heutige Diner gegen das Menü eines begüterten alten Römers, der die raffiniertesten Kochkünste anzuwenden verstand. Eine einzige Mahlzeit kostete Lukullus mehr als 30 000 Mark, ein Fisch war teurer als ein Ochse. In sieben Monaten verschwendete Vitellus 126 Millionen Mark allein für Speisen. Dem Kaiser Verus kostete ein einziges Abendessen für zwölf Personen 750 000 Mark. Am wahnsinnigsten trieb es Heliogabalus, der, außer der Verschwendung in Speisen, mit seiner Mahlzeit für die Gäste noch eine Lotterie verband, wodurch jedem Gast 10 Kamele oder Bären oder Straußе oder 10 Pfund Gold zufielen. Er ließ schließlich seine Gäste mit einer solchen Menge der seltensten und kostbarsten Blumen überschütten, daß mehrere von ihnen unter der Last erstickt wurden.

Mit wahrem Entsetzen kann man nur an diesen entarteten Geschmack zurückdenken, der die scheußlichsten Qualen für die armen zu schlachtenden Tiere erfand, um nur ihr Fleisch dem verwöhnten Gaumen der blasierten römischen Gourmands schmackhafter zu bereiten. So stieß man zum Beispiel den Schweinen glühende Bratspieße durch den Leib, um durch die innere Hitze plötzlich das Blut in alle Teile des Fleisches zu treiben und dasselbe zarter und feiner zu machen. Jede Mahlzeit bestand damals aus drei Hauptteilen, der Vorkost, der Mittelkost, und der Nachkost. Die Vorkost sollte nur zur Schärfung und Vermehrung der Eßlust dienen und bestand nur aus kalten Speisen und verschiedenen Delikatessen, Austern, marinierten Fischen, Fleischsalaten nebst sauren Gerichten, wozu magenstärkende Weine, Met und dergleichen getrunken wurden. Auf diesen Imbis folgten Braten, Gesottenes und Speisen, die noch nicht auf der Tafel erschienen waren. Diese gastronomische Hauptspeise schloß das Gastmahl. Gewöhnlich bestand es nur aus Speisen, die nur die Römer kannten, wie Gebirn von Flamingos, Pfauen- und Papageizungen, aus Fischen aller Meere, gemästeten Schnecken und anderen Leckerbissen. War bei der Haupttafel der Sieg glorreich erfochten, so wurde das Schlachtfeld von den dienenden Sklaven gesäubert, und es folgte der Nachtisch, welcher aus Obst, Konfekt und Backwerk bestand.

Die Römer aßen in jedem Monat nur das Schmackhafteste, so z. B. Ende August die in dieser Zeit am zartesten Meernesseln, die Weindrosseln und Rehe. Letztere hielt man in den Weinpflanzungen, um sie schmackhafter zu machen. Die Zubereitung der Speisen war äußerst weichlich. Man aß am liebsten das zarteste, was es gab, und alles außerordentlich fett, weshalb man alle Tiere mit Olivenöl so mästete, daß sie in ihrem eigenen Fette schmoren konnten — daher erklärt sich auch die große Vorliebe für die Feigenschnepfe, die nur ein einziger Fettklumpen ist, und für das Schweinefleisch, welches bei keiner Tafel fehlen durfte. Aus dem Schweinefleisch bereitete man 50 verschiedene Gerichte von besonderem Wohlgeschmack; Schinken aßen nur niedere Leute, wie Lastträger und Matrosen. Das Brotbacken hatten die Römer von eingewanderten Griechen gelernt. Ihre goldenen Schüsseln wurden oftmals mit Perlen und Edelsteinen bestreut und mit den Sklaven, die sie aufgetragen, dem Gaste häufig zum Geschenk gemacht. Die fortschreitende Bildung der Völker ging in langsamen Spiralwindungen vorwärts, nur allmählich, mit einzelnen Rückschritten, zum Besseren übergehend.

Wir sehen diese Merkmale sogar deutlich in der Küchengeschichte ausgeprägt zu Homers Zeiten, um 953 v. Chr., saß man beim gemeinschaftlichen Mahle rings um den Tisch auf Bänken. Die Perser verdrängten diese Sitte, weil sie es bequemer fanden, halbliegend die Mahlzeiten einzunehmen. An drei Seiten der Tafel legten sie Kissen, die vierte blieb für die Dienerschaft frei. So lagen die Gäste einander den Rücken zukehrend, auf der linken Seite, mit dem Kopf nach der Tafel gewandt, die Füße nach außen gestreckt, mit der rechten Hand über sich hinweg langend, um die Speisen zu ergreifen. Die Römer machten dies noch mit größerem Raffinement nach, indem sie auf Eiderdaunenkissen, prachtvollen Decken und Teppichen lagen. Eine beglaubigte Urkunde besagt: ein neugewählter Priester habe bei seinem Antrittsschmaus 10 männliche und 6 weibliche Gäste bei sich gehabt, die in drei Reihen auf den Tischbetten gelagert haben, sodaß auf zwei solcher langen Betten, Ottomanen ähnlich, die Priester, auf dem dritten aber die vier Vestalinnen und zwei Frauen aus der Familie des Ventulus ihre Plätze hatten. Eine sogenannte bunte Reihe kannte man noch nicht — es war ein Zeremonienschmaus, bei welchem ein jeder nach dem Alter plaziert wurde. Bei dem damaligen Unmündigkeitsgesetz der Frauen fiel die zarte Sitte gegen sie, nicht nach ihrem Alter gefragt zu werden, natürlich weg — und das mag freilich manche gut konservierte Schöne oft mit Schmerz erfüllt haben.

Die sogenannten Libationen waren Trankopfer den Göttern zu Ehren, wobei man Wein verspritzte oder ihn auf den Altar als Opfer goß. Dabei wurde zugleich ein Kuchen, von dem ein Teil verbrannt war, auf denselben niedergelegt Auch bei den häuslichen Mahlzeiten fand diese Sitte, den Laren zu opfern, jedesmal statt. Man warf den Göttern etwas Speise auf das brennende Herdfeuer hin und bei den Leichenfeierlichkeiten brachte man am neunten Tage nach der Feuerbestattung Milch, Wein und Blut zum Opfer dar. Nachdem der Priester den Wein selbst gekostet, besprengte er die zum Opfer bestimmten Tiere damit.

Bei den Eß- und Trinkgelagen, wo poetischerweise sich ein jeder mit duftenden Rosen geschmückt zeigte, ging es oft toll genug zu. Für den immerwährenden Gaumenreiz war es gebräuchlich, während des Mahles Zuflucht zu Brechmitteln zu nehmen. Cicero soll einst 15 Flaschen hintereinander getrunken haben, Antonius und andere standen ihm nicht nach und selbst Trajan, der nach Cäsar der würdigste Herrscher war, sagte bei Ueberreichung des Schwertes dem Hauptmann seiner Garde: „Für mich, wenn ich gut regiere, wider mich, wenn ich Tyrann werden sollte", und da er gern lustigen Trinkgelagen beiwohnte, befahl er: „Vollziehet keinen meiner Befehle, den ich in solchen Stunden geben möchte." Um das Jahr 935 n. Chr., unter Theodosius lag man sogar auf Tischen, die eine halbmondförmige Gestalt hatten.

Unsere altdeutschen Urväter lebten in vereinzelt umherliegenden Hütten primitivster Art Sie bedurften in ihrer Natureinfalt und zwanglosen Lebensweise keiner luxuriösen Einrichtung. Ihr Lager war ein Gras- oder Heubündel auf blanker Erde oder auf Fellen erlegter Tiere. Hatten sie auch von den Römern besseres gesehen, so ahmten sie es in ihrem Haushalt nicht nach. Erst unter den fränkischen Königen wurden hölzerne, für die Fürsten mit Kissen belegte Stühle eingeführt. Man saß mit seinen männlichen und weiblichen Gästen paarweise am Tisch, und jedes Paar benutzte eine Schüssel und Trinkschale gemeinschaftlich. Die im Ueberfluß schwelgenden Römer kannten zwar schon eine Art Serviette, die sie besonders zum Einpacken der Speisen und schöner Leckerbissen verwandten, doch war dieser Artikel unter Kaiser Karl 5. so kostbar, daß man Servietten nur als Geschenke für regierende Fürsten ansah, als teure, schwer zu erschwingende Gabe. Die Notwendigkeit für Brei essende Völker schuf den Löffel, bei den Galliern folgte das Messer, die Gabel entstand erst viel später. Bei einem Gastmahle Philipps des Schönen von Burgund, machen Messer und Ga-

Im Friedhof

Wenn ich im stillen Friedhof geh',
Wird mir so schwer zu Herzen.
Daß man die treuste Menschenbrust,
Die mit getragen Leid und Lust,
So eilig kann verschmerzen.

Gras wächst darüber, ach, wie bald!
Das Grab wird selber heiter.
Wie wenn ein Blatt vom Wipfel fällt,
So geht ein Leben aus der Welt —
Die Vögel singen weiter.

O Menschenherz mit deinem Stolz!
Was flüstern die Zypressen?
„Wir stehn auf einem schmalen Raum,
Darunter liegt ein Herze kaum,
So ist es schon vergessen."

Ludwig Pfau.

Beim Wort genommen

Skizze von Eva Gräfin von Baudissin

Keine Frage: die Stimmung war gereizt! Zwischen guten Kameraden, die schon manchen Gipfel miteinander bestiegen, durch manchen Kamin gemeinsam geklettert sind, sich bei manch schwierigen Bändern, die sich nur auf allen Vieren kriechend nehmen ließen, hilfreich die Hand gegeben hatten, ein seltener Fall. Alljährlich verbrachten sie ihren Urlaub gemeinsam; Erika Faßnach kam von Berlin und Ludwig Klinger empfing sie in München, wo er als Ingenieur angestellt war, bereits mit einem fertigen Wanderplan. Sie freuten sich während des ganzen Jahres darauf, und die Briefe, die sie im Laufe der elf Monate wechselten, enthielten fast nichts als Erinnerungen an ihre Bergerlebnisse und die Hoffnung auf gleich schöne in der Zukunft.

Was war denn nun in diesem Jahr anders? Erika war etwas gekränkt gewesen, daß er auf ihre Mitteilung, ihre beste Freundin Anni käme mit, statt mit einer freundlichen Bemerkung nur geantwortet hatte, er lehne es aufs entschiedenste ab, für zwei Damen die Verantwortung zu tragen, er klettere nur mit einer, und sie möchte ihre Freundin gleich darauf aufmerksam machen, daß sie sich für jede Tour einen Führer nehmen müsse! Wie unliebenswürdig! Sie hatte es nicht gewagt, Anni, die sich wie ein Kind auf das Gebirge freute, davon etwas zu verraten, und als er nach den ersten Worten der Begrüßung wirklich davon beginnen wollte, hatte sie ihn geschickt unterbrochen. Anni aber hatte nachher ängstlich gefragt: „Du, ich bin ihm wohl im Wege —?" Auf Erikas Verneinung meinte sie: „Seine Schale ist etwas rauh — aber sonst ist er ja reizend liebenswürdig —"

Erika hatte gelacht und behauptet, die bayerische Art sei eben anders als die norddeutsche, und aufs Herz käme es an — aber sie mußte sich täglich gestehen, daß Anni recht hatte und seine Schale auch noch mit Stacheln besetzt war. — Zur Uebung hatten sie anfangs nur kleine, ungefährliche Wanderungen von Schladming in Steiermark aus, das sie als Standquartier gewählt hatten, unternommen. Aber endlich mußte man doch Ernsthaftes beginnen, das sah sie ja selbst ein — und da hatte es den ersten wirklichen Streit zwischen ihnen gegeben . . .

„Oh, ist das immer so zwischen Euch?" hatte Anni seufzend gefragt und es nicht glauben wollen, daß bisher alle Ferientage in schönstem Sonnenschein, selbst wenn es draußen keinen gegeben hatte, verronnen wären. Ob sich ihre Freundin das nur einbildete —, oder ob am Ende ihre Gegenwart —? Sie sann nach; und als man nach einer genußreichen Wanderung durch tiefen Wald das entzückende, einsam gelegene Dorf Filzmoos erreichte, behauptete sie plötzlich, sie wolle hier bleiben und skizzieren: die Kirche, die alten Häuser, es sei zu verlockend! — Ludwig fand das durchaus verständlich, ja, er machte Anni noch auf verschiedene schöne Punkte dieser herrlichen Gegend aufmerksam: da würde sie reichlich zu tun haben, bis sie übermorgen wieder herunter kämen. Er war auch besserer Laune als sonst, wie sie allein abmarschierten. Aber Erika konnte auf seine Fröhlichkeit nicht eingehen, sie verstummte bald, sie war zu enttäuscht über ihn. Da stieg auch er schweigend neben ihr auf dem lieblichen Steig zur Hofpürglhütte empor. Das waren nun ihre Ferien — schrecklich!

„Weshalb sind Sie eigentlich so gereizt?" fragte er, als die Hütte schon vor ihnen auftauchte.

„Ich —?" Nun brach sie los und sagte alles, was sie in diesen acht Tagen heruntergeschluckt hatte, und das war nicht wenig. Er erwiderte rauh: „Ich lasse mir nicht von Ihnen auf dem Kopf herumtanzen —"

„Von mir —?"

„Ja, wie kommen Sie dazu, mir Ihre Freundin aufzudrängen? Das ist eine Vergewaltigung — und ich laß' mir nicht auf dem Kopf herumsteigen."

Sie lachte nur höhnisch, gekränkt, und sprach während des ganzen Abends auf der Hütte kaum noch ein Wort mit ihm. —

Bald lagen die zwei Stunden bis zum Einstieg schon hinter ihnen. Auf einem kleinen Schneefeld hatten sie die Bergstiefel gegen die Kletterschuhe vertauscht und begannen jetzt die wirkliche Kletterei im Fels. Da, beim berühmten „Steinersprung", den man über eine unheimlich tiefe Kluft mit einem Schwung nehmen muß, erwiesen sich Erikas Beine schon als zu kurz — und er brummte verdrießlich, was früher auch noch nie geschehen war. Sie weinte beinah, bis sie selbst einen kleinen Umweg ausfindig machte; aber niemals mehr — heute schon gar nicht! — wollte sie keine Hilfe in Anspruch nehmen. Sie stiegen durch den sehr steilen Kamin, alle Kräfte waren nötig. Und dann kam beim Heraussteigen eine Stelle, wo ihre Beine wieder nicht bis zum nächsten Tritt reichten. Sie versuchte und versuchte es, er gab dem Seil nach, mit dem sie verbunden waren und dessen Ende um seine Hand geschlungen war.

„Haben Sie einen festen Tritt?" wollte er wissen. „Gut! So bleiben Sie stehen, bis ich komme." Bald darauf stand er hinter ihr. „Steigen Sie auf meine Schultern", gebot er. Und als sie zögerte, eingedenk ihres Vorsatzes, sich nicht mehr von ihm helfen zu lassen, rief er: „Zum Kuckuck, vorwärts! Sollen wir denn nie auf den Gipfel kommen? Ich lasse mir nicht von Ihnen auf dem Kopf herumtanzen und alles von Ihnen vorschreiben."

„Nein, er war ein unmöglicher Mensch, dieser Bauer! Anni hatte ganz recht. Aber was sollte sie machen? Wütend stieg sie auf seine Schultern und reckte ihr Bein in die Höhe nach dem nächsten winzigen Tritt, so weit es nur ging. Doch es genügte noch immer nicht: der kleine Punkt über ihr blieb unerreichbar, sie war verzweifelt, und er, auf dessen Schultern sie stand, schien bereits wieder die Geduld zu verlieren und würde gleich sagen — es war entschieden seine Lieblingsredensart: „Ich lasse mir von Ihnen nicht auf — —"

Ah! Wie ein Blitz fuhr es durch ihre Seele: sie biß die Zähne zusammen — und plötzlich stand sie mit beiden Füßen auf seinem Kopf! Wenn es auch nur für Sekunden war: er wackelte bedenklich! Aber diese Erhöhung genügte: oben stand sie, wo sie hin sollte, war gerettet — und sah sich lachend nach ihm um.

„Donnerwetter", sagte er ganz verdutzt. „Sie sind gut! Auf mein' Schädel! Des hat sei' grad' noch g'fehlt."

„Wer sollte nicht auf Ihrem Kopf herumtanzen?" fragte sie fröhlich lachend. „Jetzt haben Sie gesehen, wie gut es geht."

„Da darf ich halt froh sein, daß' keine Genagelten net waren", meinte er und strich sich über den mißhandelten Kopf. Dann mußte er mit ihr lachen — und plötzlich war jede Gereiztheit wie fortgewischt. Beschwingten Schrittes ging's rüstig vorwärts, und noch früher, als sie gedacht hatten, aßen sie oben auf dem himmlischen Gipfel, auf der „Bischofsmütze", dem wunderbarsten, wenn auch schwierigsten Kletterberg im ganzen Dachsteingebiet. Aber noch schöner als die berauschende Aussicht fanden sie, was sie in ihren Augen lasen und sahen. Wieviel sie sich jetzt zu sagen hatten — jetzt feierten sie erst das Wiedersehen. Herrlich war es da oben in der Einsamkeit!

Erst gegen Abend kamen sie wieder zur Hütte.

Am nächsten Morgen stand Anni wartend vor Filzmoos: zwei Andere, zwei Glückliche kehrten zurück.

„Sie darf mir für immer auf dem Kopf herumtanzen", sagte der Rauhschalige zur Erklärung.

„Seht Ihr, wozu eine Freundin gut ist — wenn sie weise im rechten Augenblick nicht mitgeht", meinte die Malerin vergnügt, obwohl sie die Redensart des Ingenieurs nicht ganz verstand. Erika wollte sie ihr auch nicht erklären — aber die Bischofsmütze! Das war ein Berg, wie es ihn vollkommener überhaupt nicht gibt! Wer noch gar etwas kurze Beine hat, der steigt von ihm geradewegs in den Himmel — — —

Frau und Radio

Von Hilde Hanna Sitte-Hutter.

Madame läßt sich photographieren. Natürlich beim Radio! Das ist eine neue Version, die wert ist, ausgenützt, ausgelebt zu werden. „Die Dame am Flügel", „Madame am Schreibtisch", „Die Frau im Sattel, am Volant des Autos, am Steuer des Flugzeuges", — erschöpfte Themata, in unzähligen Bildern und Filmen festgehalten. Klar, daß es höchste Zeit ist, eine neue Nuance zu finden.

„Die Filmschauspielerin X. Y. in ihrem Heim beim Rundfunkempfang." Das gab die Anregung, ist dernier cri der Photographie und manche kleine Frau, welche jenes Bild der beliebten Diva sieht, denkt, daß das auch eine Idee für sie wäre, daheim beim Radio, in ein entzückendes Hausgewand, in ein tiefes Fauteuil geschmiegt, den „seelenvollen" Blick in energründbare Fernen gerichtet, aus welchen die holden Töne zu ihr dringen: „Hallooo, Achtung! Achtung! Meine Damen und Herren, hier spricht Königswusterhausen auf Welle 1250, Berlin auf Welle 566, Stuttgart auf Welle 379 . . ." usw. einen Millimeter daneben ist schon wieder eine andere Station. Da causiert ein Franzose, plappert ein Italiener, schmachtet eine Geige, müht sich eine Berlitz-Schule. Endspannung eines Sechs-Tage-Rennens schwingt zu uns herüber, auch die Lage in China, neue Briefmarkenausgaben, Baumwoll-, Butter-, Getreide- und andere Börsen werden zwischen „Suppe und Fisch" genehmigt. Oder alles durcheinander, wenn „schlechter Empfang" ist oder der unerfahrene Nachbar auf seinem neuen Radio aus lauter Unverstand rückkoppelt, daß die schlimmsten Verwünschungen gerade sanft genug sind, um solchen Ohrenbarbarismus zu strafen.

Ja, ja, das liebe Radio und unsere lieben Frauen! Wieviel Wesensverwandtes, Gemeinsames haben sie doch! Sie bringen immer Neues, eine Abwechslung löst die andere ab. Stets sind sie bestrebt, durch neue Nuancen zu überraschen, bis in die Nacht sind sie unermüdlich tätig und — wer geduldig ist, hat Erfolg. Findet wirklich die gewünschte Station, findet den Weg zur eigenen Frau (denn auch das ist augenblicklich modern). „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah" im Heim bei der eigenen Frau und beim Heim-Radio. Entfernungen gehören der Vergangenheit an, werden spielend überwunden. Eine Handbewegung genügt. Wir „Radiobesessenen" wissen manchmal nicht, sollen wir in Wien in die Staatsoper gehen, die Berliner „Stunde der Lebenden" anhören oder uns an Jan Kiepura, der in der Londoner Albert-Hall singt, berauschen oder ein bißchen nach Jazz- oder Walzerweisen, die aus allen Teilen Europas gesendet werden, tanzen. Nur die mühsam errungenen geographischen Schulkenntnisse gehen dabei flöten; das sei zu Lasten des Radios gebucht. Da liegt Wien über Berlin und Königsberg neben Prag, Basel wieder neben Hamburg, Stuttgart bei Toulouse, Rom bei Breslau, Krakau bei Königswusterhausen usw., also ganz wie bei den Frauen, so unzuverlässig und wechselvoll und doch so beruhigend zuverlässig, weil man mit dem guten, alten Sprichwort: „Wer sucht, der findet", sowohl beim Radio, als auch bei den Frauen am sichersten fährt.

Nun noch die unzähligen Vorteile des Radios für die Frau: Früh um 6.45 Uhr ist Turnstunde, dann folgt der Tages- und Wetterdienst — schönes Wetter: „Da kann ich also doch das neue Graue" anziehen" — Seufzer der Erleichterung, — dann Kleinhandelspreise der reichsdeutschen Zentralmarkthallen, dann wieder der Gesangseinlagen, Vorträge, Sprachkurse, usw. usw. Kurzum, das Radio berücksichtigt alles und vermittelt uns Frauen unendlich viel. Es „spricht am besten für sich": Ein bißchen Training zur Erhaltung oder Erreichung der schlanken Linie, Mitteilungen über gute Wirtschaftseinteilung, billige Kaufquellen, lehrreiche Vorträge, vorzügliche ärztliche Plaudereien, Orientierung über neue Literatur und Malerei, dazwischen immer ein bißchen Politik, ein bißchen Musik, ein bißchen Mode und abends schließlich und endgültig Tanz nach dem erprobten Tango von Benatzky: „Ein bißchen Liebe, ein bißchen Feuer . . ."

„Hausbrand" ist da sehr empfehlenswert. Vorher aber bitte die Antenne zu erden!

Launenhaftigkeit

Einer der schlimmsten Feinde des häuslichen Glückes ist die Launenhaftigkeit. Eine Frau, die sich ihren Launen überläßt, kann bei den besten Herzenseigenschaften und vieler Liebenswürdigkeit sehr bald unerträglich werden. Das Schlimmste ist, daß die Launenhaftigkeit dem Menschen die Herrschaft über sich selbst nimmt. Und hat nicht oft ein schneidendes Wort, in launenhafter Stimmung gesprochen, mehr verdorben, als mit gutem Willen gefestert werden kann? — Was man Laune nennt, ist immer nur gärende Selbstsucht, und ihre Aeußerungen sind der Schaum und die Schlacke welche die Gärung auswirft.

Das beste Mittel gegen Launenhaftigkeit aber ist volle Offenheit und Aufrichtigkeit gegen deinen Mann. Geheimtuerei erzeugt Argwohn und ist eine Quelle von Mißverständnissen, die gar bald den Frieden und die Liebe in der Ehe zu Grabe tragen. Dein Mann muß stets auf dem Grunde deines Herzens lesen können, sonst kann kein Vertrauen und keine Achtung aufkommen, welche die Grundpfeiler der Liebe sind. Darum teile ihm alles mit, was dich traurig, ängstlich oder unzufrieden macht, je eher, desto besser, sei aber in allem aufrichtig! Der Mann muß wissen, daß er auf das Wort bauen kann und keine Hintergedanken, Verdrehungen und Lügen zu befürchten hat. Besonders aber sei die Frau aufrichtig in Geldangelegenheiten! Mache keine Ausgaben ohne sein Wissen, oder die du bei deiner Rechnungslegung verschweigen müßtest. Die vielfach grassierenden Geldverlegenheiten haben nicht selten ihren Grund in dem mangelnden Vertrauen der Ehegatten zueinander.

Mode im Regen

Wenn es regnet — und es regnet leider in diesem Sommer auch für landwirtschaftliche Begriffe zu viel — soll man „gerüstet" sein. Das tröstliche Sprichwort: „Auf Regen folgt Sonnenschein" hat leider auch umgekehrt Gültigkeit, und auf die kalendarische Jahreszeiteinteilung scheint überhaupt schon lange kein Verlaß mehr zu sein. Frühling und Sommer sind sich ihrer „Wetterpflichten" nur mehr sehr mangelhaft bewußt. Die Erfahrungen mehrerer verregneter Sommer haben die Mode gelehrt, mit dem Regen, dem nassen Gesellen, auch in punkto Wichtigkeit für geeignete, gutaussehende Bekleidung zu rechnen.

Früher hieß es: Bei diesem Regenwetter ist die alte Garderobe gerade gut genug. Seit die schöne, gut angezogene Frau aber Zeitbegriff geworden ist und der Regen von unheimlicher Beständigkeit, hat sich die Modeindustrie von der Notwendigkeit überzeugt, eine reichhaltigere Wahl für die Regentoilette zu schaffen. Diese ist in erster Hinsicht praktisch, in zweiter dauerhaft und dritter elegant.

Die unverwüstliche Lederdreß ist nicht nur Sport-, sondern auch Wetterkleidung, die einmalige, schon verhältnismäßig preiswertere Ausgabe macht sich im Laufe der Zeit wirklich bezahlt. Obwohl für das Auge ansprechender, erfreuen sich die bunten Lederjacken in rot, blau, grün usw. keiner allzu großen Vorliebe bei der praktischen Frau. Die braune oder graue Nappa- oder Wildlederjacke verträgt die Wetterunbill ungleich besser als die modisch interessanteren bunten Jacken.

An heißen, mit Gewitern gesegneten Sommertagen wird auch eine leichte Lederjoppe naturgemäß drückend empfunden. Da ist der dünne, farbenfrohe Gummimantel, der gegenwärtig sehr en vogue ist, die beliebteste Regenhülle. In Wettstreit treten auf diesem Gebiet zwei Kategorien: die sogenannte Regenhaut aus Seidengummi, welche durchsichtig ist und der Regenmantel aus imprägnierten Seidenstoffen in bunt und changeant, neuerdings meistens flott kariert. Diese beiden Mantelarten sind fast gewichtslos, werden in einem täschchenartigen Behälter überall mühelos mitgenommen. Ergänzt durch ein reizendes flottes Hütlein aus der gleichen imprägnierten Seide, ist der elegante Regenanzug vollständig und erspart das als oftmals lästig empfundene Mitschleppen des Schirmes.

So ausgerüstet, ist selbst ein gemütliches Regenwetter (es muß ja nicht immer gleich ein Wolkenbruch sein!) „beinahe" ein Vergnügen. Unbekümmert um viele andere, die bei Regenwetter zusammengepfercht in einem Toreingange oder Hotelentre stehen, wandelt man über nasses klitschiges Pflaster, froh, daß man sich nicht zerdrücken und anrempeln lassen muß und ein bißchen schadenfroh, wenn man die neidvollen Augen der „anderen" unter dem Torbogen, jener ohne Schirm und Regendreß, gleichsam im Rücken fühlt, wenn man graziös über die Pfützen zum anderen Fahrdamm balanziert.

Allerlei vom Damenschuh

Die alten ägyptischen Historiker kennen eine allerliebste Geschichte von Rhodoze, der schönen Thrazierin, die als Sklavin nach Aegypten kam, doch hier kein ganz beklagenswertes Los fand, da einer ihrer Liebhaber sie taufte. Der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war ihr zierlicher, entzückend schöner Fuß. Als sie nun einstmals im Bade weilte und ihre Mädchen bei ihren abgelegten Kleidern miteinander plauderten, schoß urplötzlich ein Adler aus der Luft herab, ergriff einen von den Schuhen der Schönen und trug ihn fort nach Memphis, wo er ihn unversehens dem gerade auf dem Richtstuhl sitzenden König Pfamettithius in den Schoß fallen ließ. Der König, von dem entzückenden Schuh auf seine zierliche Besitzerin schließend, ließ sie durch Boten aufsuchen, ganz wie in dem Märchen vom Aschenbrödel, und machte sie zu seiner Gemahlin. Wenn nun auch nicht immer eine so märchenhafte Bedeutung in einem Schuh haften kann, so hat dennoch der Frauenschuh eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die polnischen Edlen machten ihn früher zu einem Gegenstande, um durch ihn ihre Untertänigkeit gegen eine Dame auszudrücken. Bei einem Gastmahl bemächtigten sie sich alsbald der atlassenen Schuhe ihrer schönen Gastgeberin, benutzten sie als Pokal und tranken den Wein daraus. Auch der Geliebte, der Bräutigam, der Verehrer pflegte seiner Schönen, wenn der Zufall sie ihm als Nachbarin zugeführt, den Schuh zu entwenden und ihn auf der Holden Gesundheit zu leeren. Das ist eine schönere Sitte als die der alten Ritter, die einen Ritterstiefel zum Pokal machten und sich damit Ehre zu machen meinten, wenn sie ihn auf einen Zug leerten, denn das Füßchen einer schönen Frau dürfte dem altlassenen Pokal wohl nur ein bescheidenes Maß gewährt haben. Allerdings gab es auch hier Ausnahmen. Und der Pantoffel einer Königin Christina, der in der Kunstkammer zu Stockholm aufbewahrt wird, läßt auf ein Pokalmaß schließen, das nicht jeder ihrer trinkfesten Zeitgenossen in einem Zuge hätte bewältigen können. Aber größer mögen diese königlichen Kähne gewiß nicht gewesen sein, wie jene einer jungen Dame, von der ein folgendes wahres Geschichten erzählt wird: Von einem Besuche sich verabschiedend, stand sie mit der Familie des Hauses noch auf dem Flur, als man das winselnde Gejammer eines Hundes vernahm. Die Hausfrau erkannte die Stimme ihres geliebten Putzi, doch vermag man weder ihn selbst, noch die Ursache seines Leides zu entdecken. Endlich hebt die schöne Besucherin den Fuß vom Boden und siehe, winselnd und gebrochen kroch Putzi unter der schützenden Fußsohle der Dame hervor, unter der er so lange unsichtbar gewesen war. — Früher pflegte man, besonders in Frankreich, die Absätze der Damenschuhe nicht hoch genug machen zu können. Da passierte es denn bisweilen einem in das Geheimnis nicht eingeweihten Mannes, daß er seine Frau nach der Hochzeit — wie es heißt — um die Hälfte kleiner fand wie als Braut. Und fragte er sie, wo sie ihre andere Hälfte gelassen habe, so zeigte sie ihm ihre Schuhe, die alles erklärten.

Frauen als — Ehefrauen

Eine Betrachtung von Horst Bendler.

Wenn eine Ehe unglücklich ist, haben ja wohl — so sagt man wenigstens — immer „beide Teile Schuld", indessen dürfte sicherlich die jeweilige Veranlagung dieser beiden Teile wesentlich dazu beitragen, das Glück einer Ehe zu gewährleisten, resp. zu gefährden. Da aber die Frau nun einmal — mehr zu sagen hat in der Ehe als der Mann, oder — damit meine Worte nicht als Anzüglichkeit gedeutet werden — da der Frau in der Ehe die Hauptrolle zufällt, so wollen wir einmal nachprüfen, welche Anlage der weiblichen Natur im Besonderen dazu beitragen dürfte, dem Herrn und Gebieter das Leben zum Paradiese zu machen.

Da ist die kokette Frau.

Sie sollte eigentlich besser überhaupt nicht geheiratet haben, betrachtet sie doch ihren Gatten gleichsam nur als — Mittel zum Zweck, als — Fassung für ihr eigenes totschickes Persönchen, als — Deckmantel für ihre mehr oder minder harmlosen galanten Seitensprünge. Und — sofern ihr Gatte nicht gleichfalls dem hohen Grundsatz huldigt: Leben und leben lassen — dürfte er an der Seite dieses vielbewunderten Etwas kaum auf seine Kosten kommen. Es ist schließlich nicht jedermanns Geschmack, als wandelnder Tresor neben einer Puppe sein Dasein zu fristen; anstatt eines Lieblingsgerichtes nur eine märchenhafte Rechnung präsentiert zu bekommen, deren Höhe zunächst eine geheime Furcht vor einer beginnenden Doppelsichtigkeit aufkommen läßt. Ein Mann heiratet nicht, um nur sein Urteil abgeben zu müssen über Kleider oder Nichtkleiden eines tangofarbenen Affenhautcomplets, oder darüber zu entscheiden, ob „ihr" „Muschelfrisur" oder „Etonschnitt" besser zu Gesicht steht. Den nüchternen Abend zu Zweien hat er nie zu fürchten, da er Frau Gemahlin in den Konzertsaal begleiten darf, wenn anders nicht selbige geruht, ihr Haus einem Kreis geladener Gäste zu öffnen. Niemals wird sie, die zugleich anspruchsvolle Frau ihrem Gatten langweilig werden, sie wird ihn im Gegenteil stets in Atem halten, darf er sie doch im Frühjahr an die Riviera, im Spätsommer auf „höhere Gefilde" begleiten. Der Mann einer solchen Frau sollte gerechterweise unser tiefstes Mitgefühl wachrufen, gleichwohl soll es anerkennenswerter Anspruchslosigkeit an ihrer Seite auszuharren, ja, sogar ihr Los als unverdientes Glück anzusehen. Fürwahr, rätselhafte Geschöpfe, diese Männer!

Die langweilige Frau.

Sie ist heute schwerer zu finden als in der Vorkriegszeit; sie fällt überhaupt nicht auf wie ihre Vorgängerin etwa, da sie sich ja selbst nie zur Geltung bringt. Sie faßt ihre Stellung als Frau denkbar nüchtern auf, mit dem Erfüllen der täglichen, häuslichen Pflichten glaubt sie ihre Aufgabe erschöpft. Die als langweilig verurteilte Gattin kennt ihren Gatten nie, weder in seinem Beruf, noch in seinen Privatangelegenheiten, doch fördert sie ihn auch ebensowenig — sie lebt nicht mit, nicht für ihn, sondern neben ihm. Sie redet — heimliche Sehnsucht aller Ehemänner — sie redet ihm niemals drein, dazu kommt es gar nicht, denn — sie nimmt ja keinen Anteil an seinen Interessen. Ihr Haushalt läuft mustergültig, ihr Gatte kann sich über nichts beklagen, sie nimmt auch weder seine Zeit, noch seine Meinung in Anspruch, sie jammert ihm nie etwas vor, sie macht ihn nicht nervös durch nie endenwollende Reden, sie treibt ihn nicht aus dem Hause durch tränenreiche Szenen. Diese Gattin ist sogar oftmals mit allen Tugenden, deren sich Hausfrauen rühmen, belastet. „Praktisch" ist ihr Motto. Sie zaubert, wenn es sein muß, ihrem Mann aus einem altersschwachen Mantel einen „neuen" Hausrock, aus einem verschossenen Panamahut einen „Rückenkratzer". Sie ist ein Phänomen in Punkto „Praktische Winke". Sie ist also gewissermaßen die bequemste aller Ehefrauen. Liegt es an ihr, wenn der Mann an ihrer Seite sich nicht restlos glücklich fühlt? — Dennoch hört man Männer solcher Frauen bisweilen ernsthaft seufzen: Ach, wenn meine Frau doch nur einmal so wäre wie — andere Frauen! Ja, ja, die Männer sind eben nie zufriedenzustellen.

Die gelehrte Frau.

Unter uns Männern gilt es als Dogma, lieber — wenn es sein muß — eine — dumme, als eine gelehrte Frau. Wenn solche Ansicht sich durchzusetzen vermocht hat, müssen die Männer doch wohl notwendigerweise durch Erfahrungen dazu berechtigt sein. In früherer Zeit trat die „gelehrte Frau" schon durch äußere Kennzeichen — Tituskopf, Reformkleid, Kneifer, hervor, diese Dinge sind in der Jetztzeit längst überholt, nicht einmal die Hornbrille ist im Vorrecht der schreibenden Frau. Es muß also wohl ein andere Grund bestehen, als diese reine Aeußerlichkeit, der den Männern die geistig eingestellte Frau gewissermaßen als Schreckgespenst vor die Seele stellt. Sicherlich nimmt die gelehrte Frau — wir wollen dieser Kategorie hier die „Frau als Künstlerin" einreihen — eine andere Stellung ihrem Gatten gegenüber ein als ihre Geschlechtsgenossinnen gemeinhin. Ihr Heim kann ungemein interessant sein. Ihr Gatte wird sich niemals über zu wenig Anregung — stehe langweilige Frau — auch nicht darüber zu beklagen haben, daß seine Frau sich allzusehr in nichtigen, praktischen Dingen verliert. Wenn er hier und da Unregelmäßigkeiten im Haushalt und daraus für ihn erwachsende größere oder kleinere Kalamitäten in Kauf nehmen muß, wird er andererseits reichlich durch geistige oder künstlerische Genüsse entschädigt. Läßt er in großem Manneszorn sich am Frühstückstisch in nicht zu ver-